

Frau Höhn auf Expedition

Warum Bärbel Höhn sich in einem indischen Dorf einquartierte

DIE ZEIT: Sie haben gerade mit fünf anderen Parlamentariern verschiedener Parteien drei Tage in einem indischen Dorf verbracht. Was war das: Realitätskontakt für abgehobene Politiker?

Bärbel Höhn: Es ging darum, zu verstehen, wie wir Menschen in armen Ländern helfen können. Um Gedankenaustausch. Wie der Name des Programms schon sagt, das von Katholischen Hilfswerken getragen wird: *Exposure und Dialog*.

ZEIT: *Exposure*, sich aussetzen – klingt eher nach Selbsterfahrung oder Abenteuerurlaub.

Höhn: Das war es natürlich nicht, man traf sich ja auch noch vier Tage lang zu Diskussionen mit Nichtregierungsorganisationen oder dem Landwirtschaftsminister von Maharashtra. Aber anstrengend und berührend ist die Erfahrung schon, einmal den Alltag einer sehr armen Familie in Indien zu teilen. Meine hatte vier Kinder, sie lebt von Tagelöhnerjobs und zwei kleinen Stückchen Pachtland, und dabei muss sie die Hälfte ihrer Reisernte auch noch dem Landbesitzer abgeben. Die Familie Bhangares schläft in zwei winzigen Zimmern zu fünft auf dem Boden.

ZEIT: Und Sie?

Höhn: In der Dorfschule. Mit einem Eimer zum Waschen. Wir waren ja vor allem dort, um den Stellenwert zu erleben, den das Wasser für diese Menschen hat. Im Dorf Shirasgaon haben die 116 Familien gelernt, mit Gräben und Teichen den Regen im Boden zu halten, der nur ein paar Monate lang während des Monsuns vom Himmel stürzt. Jetzt können sie sehr viel mehr Reis und Gemüse ernten.

ZEIT: Solche Projekte sollten Sie als Landwirtschaftsministerin ja kennen; welchen Erkenntniszuwachs bringt dann so eine Expedition?

Höhn: Vor Ort bekommt man einen besseren Einblick und eine größere Motivation für die politische Arbeit in Deutschland. Das Besondere des Wasserprojektes ist, dass die Menschen zu weiteren Initiativen ermutigt werden: Die Frauen im Dorf zahlen jetzt auch noch in einen klei-

nen Fonds für Mikrokredite ein und können sich so in Notlagen helfen. Im Dorf ist mir auch noch einmal deutlich geworden, dass Entwicklungshilfe den Bezug zur Praxis braucht und warum so manche geförderte Kompostanlage in der Vergangenheit nicht recht geklappt hat: Die Leute behalten gar keine kompostierbaren Abfälle übrig, denn sie nutzen wegen ihrer Armut alles, ob den Kuhdung als Brennmaterial oder Pflanzenreste zum Düngen, als Medizin. Wir dürfen halt nicht unsere Sicht der Dinge einfach übertragen.

ZEIT: Es hat aber auch was Voyeuristisches, kurz mal in so ein Dorf einzufallen ...

Höhn: Im Gegenteil: Am Schluss sagte ein Bewohner, wie bewegt er sei, dass wir uns die Zeit nehmen, und dass er sich diese Aufmerksamkeit auch mal von indischen Politikern wünsche.

ZEIT: Und Ihre Gastgeber? So genau werden sie Ihnen via Übersetzer womöglich nicht vermittelt haben, wie sie die fremden Volksvertreter finden, die mal Armut gucken kommen.

Höhn: Die Familien waren unglaublich offen, vor allem meine Gastgeberin hat mir fast ihr ganzes Leben erzählt. Mir hat imponiert, wie sie ihr Haus in Ordnung und die Familie zusammenhält und dafür kämpft, dass ihre Kinder zur Schule gehen; wie die Familie in Würde und mit viel Selbstbewusstsein lebt, trotz ihrer wirtschaftlichen Armut. Außerdem haben wir auch von uns erzählt und vielleicht ein paar hilfreiche Vorschläge machen können.

ZEIT: Wen würden Sie gerne ins Dorf schicken?

Höhn: Vor allem die Finanzpolitiker im Haushaltssausschuss, die über Entwicklungsgelder entscheiden. Es wäre auch keine schlechte Idee, gemeinsam mit ausländischen Politikern Hartz-IV-Empfänger zu besuchen, um ihren Alltag kennenzulernen und danach zu diskutieren, was wir in diesem Bereich verbessern können.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **CHRISTIANE GREFE**